Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 30 (1954-1955)

Heft: 6

Artikel: Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe : eine Auseinandersetzung mit einem jungen Mann

Autor: Guggenbühl, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071251

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lern dieses VOLK der Hirten kennen, Knabe

Eine Auseinandersetzung mit einem jungen Mann

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

DER BRIEF

An die Redaktion des «Schweizer Spiegels»,
Zürich

Sehr geehrte Herren!

Es drängt mich, Ihnen als Vertreter der jungen Generation diesen Brief zu schreiben. Abdrucken werden Sie ihn ja nicht, ich sage nämlich offen, was ich meine.

In der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift wird der «Schweizer Spiegel» von einem englischen Journalisten mit einem wohlmeinenden Onkel verglichen. Das sind Sie tatsächlich! Spießig und veraltet, aber immer noch liebenswürdig, wie so mancher Onkel. Sie haben offenbar noch nicht gemerkt, daß sich die Welt verändert hat.

Sie bezeichnen Ihren «Schweizer Spiegel»

als eine Zeitschrift schweizerischer Eigenart. Typisch schweizerisch ist daran die Schönfärberei. Es bleibt immer alles wohlbehalten, auch wenn Sie scheinbar an kleinen Einzelheiten zaghaft Kritik üben. Vielleicht fehlt Ihnen sogar der Mut, wer weiß?

Aber merken Sie sich: Es geht nicht um die kleinen Einzelheiten, es geht um mehr, es geht ums Ganze. Die Schweiz ist als Ganzes faul, hoffnungslos erstarrt, müde, satt und ideenlos.

Als ich letzten Sommer aus Paris zurückkehrte, wo ich ein Jahr Romanistik studierte, da wurde mir an der Grenze alles klar: Ein Druck legte sich schon in Basel auf mich, ich glaubte, ich müsse ersticken in den saubern Straßen, und es war mir angst und bang, wenn ich zwischen den phantasielosen Neubauten hindurchschritt.

Das ist die Sauberkeit, auf die wir stolz sind, dachte ich. Auf die Sie stolz sind und alle in der Schweiz. Aber in den Sommerferien haut jeder ab nach Neapel, nach Spanien oder nach Südfrankreich. Warum? Weil dort die Häuser nicht jedes Jahr frisch heruntergeputzt werden und eine Patina tragen, die man «malerisch» nennt. Man möchte sie malen! Möchten Sie vielleicht in einer durchschnittlichen Schweizer Stadt auch etwas malen? Ich nicht.

Alles ist solid, für die Ewigkeit gebaut. Man hat es ja einmal erworben mit einem Sparheft, und man möchte es nie mehr verlieren. Mir scheint dann schon die provisorische Häßlichkeit südfranzösischer Häuser noch besser als die definitive unserer Bauten. Sie, bei uns baut man Bedürfnisanstalten mit dem gleichen Ernst wie andernorts Kirchen oder Dome. Aber Kühnheit treffen Sie bei keinem Gebäude in keiner Schweizer Stadt an. Die Neubauten in Paris sind auch ein Durcheinander, zugegeben. Aber das Ganze hat eine gewisse schöpferische Willkürlichkeit, hat Allüre. Unsere Vorortssiedlungen wirken dagegen nur langweilig. Ich muß immer gähnen, wenn ich mit dem Zug an ihnen vorbeifahre.

Es fehlt uns am Stil, nicht nur in der Architektur, sondern auch im Leben. Es fehlt die Form.

Wie die Leute reden, wie sie sich bewegen, alles das ist unbeholfen, ungeformt, primitiv, ohne Spannung. Man vergleiche einmal die Haltung, mit der ein französischer Arbeiter seine Gauloise anzündet, mit der umständlichen Art, wie der Schweizer seinen Stumpen anzündet. Und so ist es mit dem Essen. Es ist kein Zufall, daß die Zervelat sozusagen zum nationalen Symbol geworden ist, unentbehrlich an allen Festen. Sie kommt gleich nach dem Rütli und nach der Nationalhymne. Diese zutiefst unästhetische Lebenshaltung bedrückt mich am meisten. Was heißt unästhetisch? Das heißt: nicht im Bilde sein!

Die Franzosen haben auf allen Gebieten des Lebens ihren Stil geschaffen, auch die Italiener. Auf ihre Art auch die Amerikaner und selbst die Russen. Die Schweizer aber holen, wenn sie sich selbst sein wollen, aus der Theatergarderobe ihre verstaubten historischen Kostüme und ziehen darin durch die Straßen. Das ist typisch für sie, denn eigentlich leben sie immer so, wie wenn sie an einen Umzug müßten. Jawohl, das ist typisch, daß man von der Vergangenheit profitiert und sie jeden Tag lobt; dabei fehlt dann aber die Gegenwart. Wir bringen nämlich, genauer betrachtet, gar nichts mehr hervor. Der verlogene Heimatstil war die «kraftvolle» Demonstration der schweizerischen Architektur.

Sie, und in Basel habe ich auf dem Trottoir zwei Füsiliere gesehen, wahrscheinlich WK-Soldaten. Du meine Güte. Mit dem Bajonett und dem Ceinturon. Ich mußte wirklich lachen. Diese Operettenarmee mit den Schlauchhosen im Zeitalter der atomischen Waffen. Das ist ja ein Anachronismus sondergleichen. Von der Schweizergarde weiß man wenigstens, daß sie nur zum Schmuck dient. Dafür trägt sie wenigstens farbige Gewänder und nicht das armselige Feldgrau.

Auch das politische Leben hat mich angewidert. Selbstverständlich stimmt es, daß die schweizerische Staatsmaschinerie gut funktioniert, aber ist das ein Grund, um stolz zu sein? Es kommt doch nicht darauf an, daß eine Maschine läuft, sondern auf das Produkt, das sie erzeugt.

Die Parteien sind zu reinen Interessengruppen herabgesunken. Es werden keine Ideen mehr diskutiert, es wird nur noch über langweilige Sachfragen gezankt. Kein Wunder, daß die Jungen fernbleiben. Alles ist ein großer Kuhhandel. Als der staatsmännischen Weisheit letzter Schluß gilt der Kompromiß.

Selbstverständlich, es geht im Leben nicht ohne Kompromisse. Das Schlimme aber ist, daß man sich an den Kompromiß gewöhnt hat, daß man daran gar nicht mehr leidet.

Ich war an einer 1.-August-Feier. Es war die alte Masche. Ein gerissener Geschäftsadvokat und Oberst hatte die Schamlosigkeit, Winkelried zu zitieren. Das Publikum des Kurortes klatschte Beifall. Dabei wußte jeder ganz genau, daß der wohlbeleibte Redner in gestreiften Hosen nicht im Traum daran denken würde, für die berühmte Freiheit auch nur fünf Prozent seines Vermögens zu opfern, geschweige denn sein Leben.

Als man bestimmt wußte, daß Deutschland den Krieg verlieren würde, da entwickelten sich diese Geldsackpatrioten plötzlich zu Widerstandskämpfern. Man kann sicher sein, wenn Deutschland wieder erstarkt ist und man dort Geld verdienen kann, werden die verfemten Deutschen in den Augen dieser Schweizer plötzlich wieder zum verehrten Kulturvolk.

Nun, das Bürgertum neigt in allen Ländern zum Faschismus. Diese faschistische Einstellung wird aber anderswo wenigstens nicht derart getarnt wie in der Schweiz.

Es fehlt an der geistigen Auseinandersetzung. Infolgedessen gehen die Schweizer heute am Leben vorbei, sie leben wie die Steinböcke im Nationalpark.

Dafür haben wir die Segnung einer ungeheuren Prosperität. Man schaut auf die Nachbarvölker herab, weil es dort weniger Luxuswagen gibt. Als ob Reichtum an sich irgendeinen Wert bedeuten würde! Es kommt doch nur darauf an, was man mit dem Reichtum macht. Der hohe Lebensstandard an sich ist kein Anlaß, stolz zu sein.

Das ist die tragische Situation, in der sich die Schweiz befindet. Tragisch ist, daß die Leute hier gar nicht merken, was mit ihnen passiert. Sie reden von Morgarten und Pestalozzi und werden einfach langsam vergessen von der europäischen Geschichte. Seit der AHV wagt man nichts mehr hierzulande. Das war sozusagen der Abschlußstein auf das Grab einer langweilig gewordenen Demokratie, deren höchstes Ziel die Sicherung ist. Und wenn man das radikal heraussagt, dann ist man als Kommunist verdächtig. Die biedern Schweizer spüren nichts mehr, sie sind nicht sensibel. Und die Schwerfälligkeit nennen sie realistische Weltanschauung. Es geht nichts über Täuschungen!

Und wegen all dem kommt es, daß die jungen Leute, die etwas wert sind, auswandern in andere Länder und Kontinente. Würden sie nicht ausziehen, so wären sie nach einigen Jahren von ihrer Umwelt erdrückt und als «senkrechte» Schweizer geformt, wie Sie sagen würden.

Das ist ein anderes Bild über die Schweiz als das, was Sie Ihren Lesern immer darbieten. Das sind alles Dinge, die man nicht hören will.

Ich bin aber überzeugt, daß jene Jungen, welche ihren Landsleuten einen richtigen Spiegel hinhalten, mehr leisten als Sie mit Ihrem beliebten «Schweizer Spiegel», der den Schweizern nur das sagt, was sie hören wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

XY

NB. Falls Sie meinen Brief wider Erwarten doch auszugsweise veröffentlichen wollen, dann bitte ohne Namensnennung. Bevor ich das Schlußexamen gemacht habe, habe ich noch gewisse Rücksichten zu nehmen.

DIE ANTWORT

Sehr geehrter Herr XY!

Ihr Brief hat mich gefreut, nicht wegen dem, was Sie schreiben, sondern weil er mir Gelegenheit gibt, darauf zu antworten. Ich zweifle zwar, ob Sie typisch für die junge Generation sind. Ich weiß aber, es gibt eine ganze Anzahl junger Leute, vor allem junger Intellektueller, die ähnlich denken wie Sie. — Nun zum Inhalt Ihres Briefes. Vielleicht sind Sie erstaunt, wenn ich Ihnen sage, daß alles, was Sie schreiben, richtig ist. Es ist richtig, aber es ist nicht die ganze Wahrheit und deshalb grundfalsch.

Ist Ordnung eine Tugend?

Es ist gar nicht zu bestreiten, daß die Sauberkeit und die Ordnung, die bei uns herrschen, etwas langweilig sind. Ein Haus, bei dem der Verputz abbröckelt, das in allen Farben schillert, bei dem die Außenwände sich wölben und zu bersten drohen, ist malerischer und anregender als eine gut unterhaltene schweizerische Liegenschaft. Die schmalen Straßen in den Slums von Neapel, wo die farbigen, geflickten Wäschestücke wie Wimpeln hoch oben an den quer angebrachten Wäscheseilen

hangen, bieten ein schöneres Bild als die ordentlichen Wäschereihen, wie man sie überall in den Höfen der Schweiz sehen kann. Ménilmontant ist interessanter als die Langstraße in Zürich und die Bowery in New York anregender als eine Straße in Basel, wo arme Leute wohnen.

Und wie faszinierend war das abgerissene Hafenquartier in Marseille mit seinen betrunkenen Matrosen, kreischenden Prostituierten und pittoresken Zuhältern. Wie malerisch war gar das Paris eines Toulouse-Lautrec!

Aber haben Sie noch nie daran gedacht, daß diese farbige Unordentlichkeit, dieses intensive Leben mit einem hohen Preis bezahlt werden muß? 70jährige und 12jährige Dirnen, in Lumpen gehüllte Clochards, Frauen, die unter den Torbogen schlafen, musizierende Krüppel ohne Beine, zerfallende Häuser, all das ist farbig anregend wie auf einer Bühne, aber die Schauspieler in diesem Stück sind vielleicht doch recht unglücklich. Das Theater läuft auf Kosten ihrer Menschenwürde.

Wenn die Schweizer so ungeheure Anstrengungen machen, ihre Wohnungen, Häuser und Straßen geordnet und sauber zu erhalten, so ist das nicht einfach Ausdruck eines ängstlichen Ordnungssinnes an sich, sondern einer sozialen Gesinnung.

Wenn unsere Bahnhofhallen, unsere Eisenbahnen, ja selbst unsere Prostitutionsviertel gepflegt und ordentlich sind, dann deshalb, weil es uns ein Unrecht scheint, irgendeinem Mitbürger zuzumuten, in Schmutz und Unordnung zu leben, seien sie noch so malerisch.

Warum der Stil fehlt

Wenn Sie finden, es fehle bei uns an einem Lebensstil, so ist auch das eine richtige Feststellung. Das Leben ist bei uns tatsächlich zu wenig geformt. Das sieht man besonders im Vergleich mit Frankreich deutlich. Das Großartige der französischen Kultur beruht nicht nur auf überragenden schöpferischen Leistungen, sondern der Gestaltung des Alltags.

Die Art, wie der Kellner die Bestellung aufnimmt, den Kaffee hinstellt, wie die Patronne an der Kasse tippt, die Gäste begrüßt, das ist alles gestaltet, so intensiv und typisch wie in einem Film.

Eine ähnliche schöpferische Kraft besitzt Amerika. Wie dort ein Lastwagenchauffeur den Wagen anhält, heruntersteigt, einen Drug-Store betritt, ein Sandwich bestellt, auch das ist geformt und wiederholt sich tausendmal.

Aber diese unglückliche Lage, in der wir uns befinden, dieses Fehlen der Ausdrucksfähigkeit, an der alle leiden und die ein Grund der Traurigkeit ist, die in der Schweiz herrscht, ist sehr schwer zu ändern. Eine teilweise Erklärung für dieses Versagen ist nämlich eine Idee, vielleicht die großartigste Idee, die wir hervorgebracht haben: der Föderalismus. Frankreich und Amerika, aber auch kleinere Länder, wie Dänemark, sind gleichgeschaltet. Sie besitzen eine zentralistische Einheitskultur. Eine solche aber ist die Grundlage eines nationalen Lebensstiles.

Die an sich schon kleine Schweiz ist aber aufgeteilt in 22 Kantone, von denen jeder seine Eigenart pflegt. Diese Vielfalt ist unser Stolz, unser Hobby, unsere Leidenschaft. Aber wir müssen eine hohen Preis dafür zahlen. Wir sind dadurch kulturell so zersplittert, daß es schwierig ist, einen ausgeprägten Lebensstil zu schaffen, mit Ausnahme vielleicht des Kantons Bern, dem das einigermaßen gelungen ist, da die Berner zahlreicher und selbstbewußter sind als die andern Eidgenossen.

Am auffallendsten zeigt sich die schweizerische Tragik in bezug auf die Sprache. Es ist leicht, eine Sprachkultur zu schaffen, wenn 100 oder 50 oder sogar nur 5 Millionen die gleiche Sprache reden. Dann kann man diese Sprache richtig lernen, entwickeln, verfeinern. Es ist eine Literatur da. Wir aber mit unseren unzähligen Dialekten sind in einer viel schwierigeren Lage.

Aber die Frage ist, ob wir dies ändern wollen. Sicher, die Durchführung des Föderalismus gleicht der Quadratur des Zirkels. Ihn aufrechtzuerhalten ist ein donquichottenhaftes Unterfangen, aber die Idee ist so großartig, daß sich die Anstrengung trotz allem lohnt.

La trahison des clercs

Unglücklicherweise wird der schwierige Kampf für eine schweizerische Lebensgestaltung noch durch etwas anderes erschwert, durch den Umstand, daß ein großer Teil unserer sogenannten Gebildeten es ablehnt, an der Schaffung einer bodenständigen Kultur mitzuwirken.

Im Ausland stellt sich dieses Problem überhaupt nicht. Es gibt keinen französischen Dichter, der sich nicht durch und durch als Franzose fühlt, der nicht verwurzelt ist im französischen Volkstum. Es gibt keinen englischen Dichter, der nicht national wäre, und auch keinen amerikanischen. Aber wie steht es bei uns? Gotthelf und Keller stellten sich nicht außerhalb der Volksgemeinschaft. Einzelne der jüngeren Schriftsteller aber haben ein sehr merkwürdiges Verhältnis zu ihrem Vaterland.

Ein typisches Beispiel dafür ist der hochbegabte Max Frisch, den Sie offenbar bewundern, denn viel von dem, was Sie schreiben, hat auch Frisch gesagt.

Frischens neuer Roman «Stiller» enthält viele Stellen, in denen ein leidenschaftliches Ressentiment gegen die Schweiz zum Ausdruck kommt, ähnlich wie bei Ihnen. Nun behauptet Frisch — so hat er mir wenigstens gesagt, als wir kürzlich im Radio zusammen sprachen —, es sei falsch, ihn mit dem Helden dieses Romans, mit dem Bildhauer Stiller, gleichzusetzen. Er sei nicht Stiller, er sei Frisch.

Wenn aber in einem Roman kein Gegenspieler auftritt, so vermutet man begreiflicherweise, politische und weltanschauliche Betrachtungen, welche die Hauptperson anstellt, gäben die Ansicht des Autors wieder.

Das muß man um so eher annehmen, als sich ähnliche Behauptungen im allgemeinen Teil der Broschüre «*Achtung: Die Schweiz*» finden, die Max Frisch kürzlich — übrigens zusammen mit unseren Mitarbeitern Luzius Burckhardt und Markus Kutter — herausgegeben hat und wo der Plan entwickelt wird, an Stelle einer Landesausstellung eine Musterstadt zu bauen.

Im ersten Teil dieses Büchleins wird die gegenwärtige Schweiz nach Noten zerzaust, ähnlich wie Sie es in Ihrem Brief tun. Frisch sagte mir zwar, er habe sich mit Absicht überspitzt ausgedrückt, um die guten Bürger aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Es handle sich hier um ein Pamphlet. Im Grunde liebe er die Schweiz.

Vielleicht, aber vielleicht ist es doch mehr Haßliebe als echte Liebe.

Was übrigens für viele Dichter gilt, gilt auch für viele Maler und Kunstgewerbler. Manche unter ihnen versuchen, ihr Schweizertum zu verleugnen. Sie geben sich Mühe, sich in Franzosen zu verwandeln oder international zu sein. Im Gegensatz etwa zu einem Hodler, der bestimmt alles andere als ein Spießbürger war und trotzdem seinen schweizerischen Standpunkt nie aufgab.

Ein großer Teil unserer Intellektuellen distanziert sich bewußt von der schweizerischen Volkskultur. Freude am Jodeln zu haben gilt zum Beispiel als Zeichen eines schlechten Geschmackes.

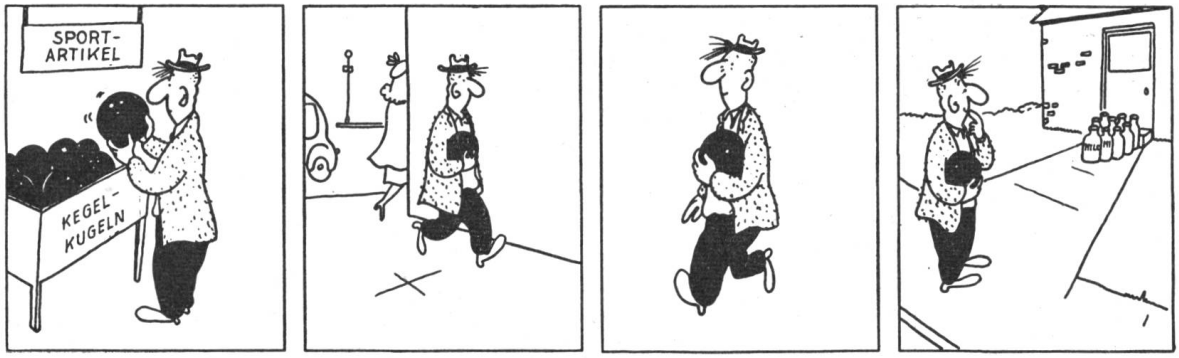
In der Schweiz hat sich das mittelalterliche Laienspiel erhalten wie in keinem Land, aber viele unserer an der Bühne Interessierten betrachten dieses Laientheater höchstens als humoristische Angelegenheit.

Viele Germanisten und Deutschlehrer wissen sehr wenig über unsern Dialekt und leisten noch weniger für seine Pflege.

Wie der Rudenz im Tell verachten sie dieses Volk der Hirten. Leider fehlt es an Männern wie Attinghausen, die ihnen entgegentreten und ihnen zurufen: «Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!»

Genau wie Rudenz erliegen auch sie den Verlockungen des Auslandes. Gewiß, ein schweize-

Bilder ohne Worte



rischer Geistesarbeiter kann in seiner Heimat weder Geld noch Ruhm ernten, Geld nicht, weil das Land zu klein ist, und Ruhm nicht, weil die föderalistische Struktur es schwierig macht, im ganzen Land berühmt zu werden, und weil außerdem der Schweizer aus seiner demokratischen Haltung heraus jedem Heroenkult abgeneigt ist. Der wirklich begabte Künstler oder Geistesarbeiter, der trotz allem der Heimat treu bleibt, bringt ein großes Opfer. Es ist begreiflich, daß er manchmal verzweifelt und sich ungemut über diesen Holzboden in explosiver Art Luft macht. Im privaten Gespräch hat das keine Bedeutung. Tritt man aber damit an die Öffentlichkeit, so wirkt dieser Mißmut verheerend.

Diese Erscheinung ist alles andere als neu.

All das, was Sie in Ihrem Brief schreiben, heimelt mich an. Ich habe es nämlich schon zweimal gehört. Nach dem Ersten Weltkrieg — damals war ich 22jährig — waren viele meiner Kameraden Edelkommunisten. Der Tenor war der gleiche wie der Ihrige, aber mehr sozial gefärbt, und es war weniger das ganze Land, das man aufs Korn nahm, als die sogenannte Bourgeoisie.

Und später kamen dann die mit dem Faschismus und Nationalsozialismus liebäugelnden Fronten, die ins gleiche Horn bliesen.

Ihnen und Ihren Freunden kann man wenigstens zubilligen, daß sie nicht, bewußt oder unbewußt, mit dem Propagandaministerium eines fremden Staates zusammenarbeiten.

Das Fehlen des Monumentalen

Mit vielen Architekten verhält es sich leider nicht viel anders als mit den andern Intellektuellen. Selbstverständlich kann der Heimatstil keine Lösung sein. Selbstverständlich kann der Ausweg nicht darin bestehen, daß man ein paar Elemente unserer ländlichen Architektur als Attrappe übernimmt und in die Stadt verpflanzt.

Aber man sollte doch merken, daß der Heimatstil seine Entstehung der Sehnsucht nach einer bodenständigen Bauweise verdankt. Dieser Wunsch wurde gerade von den begabten Architekten einfach als sentimentale Romantik abgetan, und deshalb wurde der Heimatstil zum Tummelplatz gerissener Spekulanten.

Wenn man Ausstellungen moderner schweizerischer Architektur, wie sie etwa im Ausland durchgeführt werden, ansieht, so ist man erstaunt, wie international die dort gezeigten Lösungen sind. Man verleugnet ängstlich sein Herkommen.

Das müßte nicht so sein und ist auch anderswo nicht so. Frank Lloyd Wright baut nicht international, sondern, allerdings auf durchaus persönliche Art, sehr amerikanisch. Das Werk des berühmten Architekten Alvar Aalto kann man sich nur aus seiner finnischen Herkunft erklären. In einem Buch, das kürzlich über Aalto herauskam, wird in interessanter Weise gezeigt, wie tief sein Werk in seinem eigenen Land und Volk und dessen Bautradition verwurzelt ist.

Selbstverständlich ist es richtig: die schweizerische Architektur kennt wenige monumentale Bauten und hat, abgesehen von den Kirchen, immer wenige gekannt. Das hängt wiederum mit dem Föderalismus und der demokratischen Struktur des Landes zusammen. In einer Demokratie wie der unsern ist kein Palais Royal, sind keine Champs-Elysées möglich, auch kein Grabmal wie das Taj Mahal in Indien. Ein absolutistischer Herrscher kann großzügiger bauen als eine Demokratie, der wirtschaftlich und rechtlich Schranken gesetzt sind. Aber gerade diese Schranken machen das Leben für den einzelnen Bürger menschenwürdig.

Die Pyramiden sind erhebend und dankbar zum Fotografieren. Für die Sklaven, die bei deren Errichtung ihr Leben opfern mußten, sah die Sache etwas anders aus.

Soldatenleben heißt nicht lustig sein

Und nun das Militär. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die meinen, unsere Armee sei sakrosankt und jede Kritik an ihr Landesverrat. Der Militärdienst in der Schweiz ist keine gloriose Angelegenheit. Die Uniformen der Offiziere sind altmodisch, jene der Soldaten häßlich, der Dienst ist oft langweilig und kleinlich.

Es ist auch wahr, daß sich die schweizerische Armee nie im Ernstfall bewähren mußte. All das macht die Leistung aber nicht kleiner, sondern größer. Bekanntlich ist nichts schwieriger, als ein Heer, das nie die Feuertaufe erhält, in Form zu behalten. Es ist eine der größten Taten des Schweizervolkes, daß es diese undankbare, unheroische Aufgabe auf sich genommen und gewissenhaft erfüllt hat.

Ja man hatte sogar nie Mühe, Anwärter für das Kader zu finden, obschon den Unteroffizieren und Offizieren zusätzliche Leistungen zugemutet werden, die außerordentliche Opfer erfordern.

Unserer Armee ist es zu verdanken, daß wir von zwei Weltkriegen verschont wurden. Hat die junge Generation das bereits vergessen?

Auch während des letzten Krieges gab es Defaitisten wie Sie, welche sagten: «Packen wir zusammen und gehen wir nach Hause, wir sind ohnehin zu schwach.» Die Geschichte hat ihnen nicht Recht gegeben.

Die Kunst des Möglichen

Daß in unsern politischen Parteien grundsätzliche Auseinandersetzungen einen viel zu kleinen Raum einnehmen, ist richtig, aber diese Feststellung ist wirklich nicht neu. Sie können Sie in allen Leitartikeln der Tageszeitungen lesen.

Es ist wahr, der politische Interessenkampf nimmt sehr oft widerliche Formen an. Ist das nicht selbstverständlich? Wo Egoismen aufeinanderplatzen, faßt man sich selten mit Glacéhandschuhen an, sei es im Geschäftsleben oder in der Politik. Wollen die Jungen das ändern, so gibt es nur eine Lösung: Hinein in die Parteien.

Es ist furchtbar einfach, im Stile von de Gaulle über die Mißwirtschaft der Parteien zu wettern. Ist es aber dann, als dieser Mann der großen Worte selber versuchte, praktische Politik zu machen, etwa besser herausgekommen? Worte genügen nicht, es braucht Taten. Das aber heißt Auseinandersetzung mit den praktischen Schwierigkeiten, also Kompromiß. Auch die Anerkennung der Minderheiten, d. h. die Toleranz, auf die wir mit Recht stolz sind, erfordert dauernd Kompromisse.

Es ist furchtbar einfach, über veraltete Bauordnungen zu schimpfen, die angeblich jedes schöpferische Gestalten verhindern. Wenn diese Kritiker aber daran gehen, selbst eine neue Bauordnung zu schaffen, dann sehen sie, wie schwierig das ist.

Unser politisches Leben ist nicht dramatisch, es ist nicht heroisch. Es ist dankbarer, Manifestationen zu veranstalten, Reden zu halten und Umzüge durchzuführen. Aber damit ist noch nicht das kleinste Problem gelöst.

Es ist dankbarer, schöne Bücher über Erziehung zu schreiben, als dafür zu sorgen, daß die Kinder am Tisch anständig essen und ihre Spielsachen nicht mutwillig zerstören.

Unser Staat ist ein Kunstwerk, wahrscheinlich das größte Kunstwerk, das die Schweiz je hervorgebracht hat. Es wurde in mühsamer Arbeit von Generationen aufgebaut. Wir alle profitieren davon. Hüten wir uns, mutwillig zu zerstören. Zerstören ist leicht, aufbauen ist schwierig.

Das politische Interesse unseres Volkes ist ein Wunder, so wie unser Staat ein Wunder ist. Aber auch dafür muß ein Preis bezahlt werden. Bei uns fühlt sich jeder Schweizer Bürger verantwortlich für den ganzen Staat; handle er sich um die Anschaffung von Panzern oder um Finanzreform, er muß sich mit diesen Problemen auseinandersetzen. Das ist einerseits ein Vorrecht, anderseits eine Belastung. Das tiefbekümmerte Gesicht, das viele bei uns zur Schau tragen, erklärt sich zum Teil aus dieser großen Verantwortung, die auf jedem Eidgenossen lastet. Der Schweizer Bürger ist weniger unbeschwert als die Bürger anderer Länder. Er kann deshalb das Leben weniger genießen, er kann sich auch weniger der ästhetischen Gestaltung widmen.

Laßt hören aus neuer Zeit

Ich habe viele solche Augustreden gehört wie jene, die Sie so empörte. Je älter ich wurde, um so mehr bin ich aber zur Überzeugung gekommen, daß gerade hier der Schein trügt. Diese abgestandenen Phrasen sind nicht eine Fassade, hinter der nichts steht. Im Gegenteil, sie überdecken ein viel tieferes Gefühl. Der schweizerische Patriotismus äußert sich nicht in Festreden, dort vielleicht am allerwenigsten. Aber er ist trotzdem da. Er ist da wie ein Grundwasserstrom, den man nicht sieht, der unbemerkt dahinfließt, aus dem aber unendlich viele Quellen gespiesen werden.

In Zeiten der Gefahr wird das schweizerische Urerlebnis plötzlich wieder lebendig. Dann treten Männer auf wie Niklaus von Flüe oder in diesem Krieg Karl Meyer, Propheten wie jene des Alten Testamentes. Für den Ausländer und für den oberflächlichen Betrachter ist diese verborgene schweizerische Vaterlandsliebe nicht sichtbar. Aber nur sie erklärt das Wunder unseres 650jährigen Bestehens.

Ich weiß nicht, ob der Geschichtsunterricht in den Schulen immer noch, wie zu meiner Zeit,

mit der Französischen Revolution aufhört, nach dem Wahlspruch «Geschichte, das war früher».

Auf jeden Fall ist mir schon oft aufgefallen, daß die jungen Leute keine Ahnung mehr von den Ereignissen der letzten 40 Jahre haben. Was das Schweizervolk in diesen Jahren geleistet hat, kann man nur mit den großen Epochen der Geschichte vergleichen.

Das erste war die Überwindung des Klassenkampfes. 1918 war unser Land in zwei feindliche Gruppen aufgeteilt. Ein großer Teil der Arbeiterschaft war von unversöhnlichem Haß gegen das Bürgertum beseelt.

Und dann fand man den Weg zurück. Man begann miteinander zu reden. Man erkannte, daß das Gemeinsame stärker ist als das Trennende. Man erkannte im Gegner wieder den Miteidgenossen. Diese Wandlung, die sowohl die Gewerkschaften wie die Unternehmer durchmachten, ist etwas vom Großartigsten, das man sich vorstellen kann. Sie ist für den sozialen Frieden verantwortlich, den wir heute haben, und sie hat aus der Schweiz ein Land gemacht, für das der Kommunismus keine innere Gefahr bedeutet.

Die zweite große Leistung war die Abwehr des Faschismus und Nationalsozialismus. Es ist eine Geschichtsfälschung, wenn man sagt, erst der Zusammenbruch Deutschlands hätte dem Schweizervolk die Augen geöffnet. Lange vor dem Krieg waren die Fronten überwunden. Ja man kann sagen, daß die Schweizer mit ihrem einzigartigen politischen Instinkt das einzige Volk der Welt waren, das die Gefahr des Nationalsozialismus rechtzeitig erkannte und deshalb am Anfang des Krieges als die bestgerüstete Demokratie der Welt dastand. Und je mehr Deutschland von Erfolg zu Erfolg eilte, je mehr die ganze Welt vor ihm zitterte, um so stärker wurde der schweizerische Abwehrwille. Damals, als General Guisan seinen berühmten Rütlirapport durchführte, war die überwiegende Mehrheit des Schweizervolkes entschlossen, lieber unterzugehen als nachzugeben.

Und einem Volk, das bereit war, solche Opfer für die Freiheit zu bringen, werfen Sie Materialismus vor!

Es ist wahr, für politische Heilslehren, und das ist vielleicht das, was Sie unter Ideen verstehen, hatte man bei uns nie viel übrig. Der Schweizer ist politisch zu erfahren, um zu glauben, es gäbe ein Rezept, welches das Paradies auf Erden garantiert.

Übrigens haben wir genügend Anschauungsunterricht gehabt, wohin die Völker kommen, wenn sie sich von «Männern mit Ideen» leiten lassen. Deshalb sind wir zufrieden mit unsern Bundesräten, die keine genialen Welterneuerer sind, dafür aber das Land nicht in den Abgrund führen.

Es ist wahr, wir haben, im Gegensatz etwa zu den Finnen, Glück gehabt. Wir sind reicher und reicher geworden, und heute herrscht eine Prosperität wie noch nie. Aber sollen wir uns nicht darüber freuen? Armut ist keine Schande, aber Reichtum auch nicht.

Haben wir nicht nach den ungeheuren geistigen Anstrengungen, welche die Kriegsjahre von uns forderten, das Recht, es nun, solange es dauert, etwas gemütlich zu nehmen?

Gewiß wäre es erwünscht, wenn wir von unserm Reichtum mehr für ideelle Zwecke ausgeben würden. Es ist stoßend, daß es mitten in der Hochkonjunktur unsern Künstlern schlecht geht. Aber, ein hoher Lebensstandard ist an sich gewiß kein Verbrechen. Er ist sogar die Erfüllung eines uralten Traumes der Menschheit.

Noch zur Zeit Pestalozzis ging der größte Wunsch der Menschenfreunde dahin, man möge einmal so weit kommen, daß es im ganzen Land keine Familie mehr gebe, wo die Kinder hungrig ins Bett müssen.

Das arme Kind und der Bettler, die dankbar für ein Stücklein Brot sind, gibt es nicht mehr unter uns. Wollen wir uns nicht darüber freuen, statt wie der aus den Schulbüchern sattsam bekannte Polykrates zu jammern, weil es uns gut geht?

Ich bin übrigens gar nicht sicher, daß nicht auch Sie ein Nutznießer dieser Prosperität sind. Wäre unser Lebensstandard nicht so hoch, wäre es Ihnen vielleicht nicht möglich gewesen, zu studieren und gar noch ein Jahr in Paris zu verbringen, denn Sie waren ja dort kaum als Werkstudent tätig.

Entlarvung ist veraltet

Und nun die alte Platte von der fehlenden Sensibilität. Die Ausländer, vor allem die Deutschen und die Franzosen, halten die Schweizer für primitiv, weil sie ihre Gefühle nicht zur Schau tragen. Als ob das das gleiche wäre! Wir sind in Gottes Namen keine Deutschen, welche alles, was sie bewegt, hemmungs-

los äußern. Aber das heißt nicht, daß die Schweizer weniger sensibel sind.

Alles das, was Sie ausführen, merkt eigentlich jeder, wenn es auch nicht jeder sagt. Wenn man den Schweizern etwas vorhalten kann, dann ist es zu große Selbstkritik und nicht zu kleine. Warum haben wir denn so viele Neurosen und Selbstmorde? Weil wir viel zu kritisch gegen uns selbst sind, viel kritischer als etwa die Amerikaner oder Engländer.

Es gab früher vor allem in Deutschland expressionistische Maler, die sich ungeheuer sensibel vorkamen, weil sie merkten, daß der Mensch nicht ein so harmloses Wesen ist, wie man ihn in den Schulbüchern darstellt, sondern daß in seinem Innern Dämonen hausen. Sie haben entsprechende Bilder gemalt, mit vor Angst und Grauen verzerrten Fratzen. Aber man muß doch nicht glauben, jene Künstler, die heiter gemalt haben, seien deshalb weniger sensibel gewesen oder oberflächlicher.

Wenn wir im «Schweizer Spiegel» die positive Seite des Lebens zeigen, dann nicht deshalb, weil wir die andere nicht sehen. Aber ist es nicht ein Grundsatz aller Pädagogik, daß man den andern Mut machen muß? Was wäre das für ein Erzieher, der seine Zöglinge ständig kritisiert, ihnen ständig ihre Unvollkommenheit vorhält!

Übrigens finde ich die Demaskierung, wie sie Ihnen vorschwebt und wie sie auch etwa Sartre und in einem gewissen Maße Frisch betreibt, veraltet. «Herunter mit der Maske», war ein geeigneter Wahlspruch in einer Zeit, wo das offizielle Bild des Menschen verlogen idealisiert war, wie vielleicht gegen Ende des letzten Jahrhunderts.

Aber nicht wahr, inzwischen sind ja zwei fürchterliche Kriege über die Welt gegangen, mit Konzentrationslagern und andern Unmenschlichkeiten. Infolgedessen sollte es sich doch herumgesprochen haben, daß der Mensch nicht nur ein harmloses, gesittetes Wesen ist. Demaskierung ist deshalb «vieux jeu«. Was wir heute brauchen, ist nicht Analyse, sondern Synthese, nicht Zerstörung, sondern Aufbau.

Darf ich Ihnen zum Schluß im Vertrauen etwas verraten? Wissen Sie, daß wir, die ältere Generation, nicht die Schöpfer der Welt sind? Auch Ihr Papi und Ihre Mami haben die Welt nicht geschaffen und sind deshalb auch nicht für sie verantwortlich. Auch wir Ältern finden sehr viel unbefriedigend. Auch wir leiden an der Unvollkommenheit alles Menschenwerkes. Aber wir haben nicht die kindische Idee, es genüge, die Übel aufzuzeigen, und es werde sich alles, alles wenden. Solange der Mensch kein Engel wird, solange der Mensch nicht nur gut, sondern auch böse ist, werden auch die Zustände, die er schuf, nicht nur gut, sondern auch schlecht sein.

Vom Ihr zum Wir

Natürlich soll man immer versuchen, jeder an seinem Ort, Übelstände zu beseitigen. Aber mit bloßem Kritisieren ist nichts, aber auch gar nichts getan.

Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, wo wir als Knaben auf der Straße Fußball spielten. Die Hilfsmittel waren damals ungenügend, das Goal wurde nur mit zwei Mützen markiert, alles war sehr schlecht organisiert. Infolgedessen gab es häufig Streit.

Nun kam es immer wieder vor, daß ein Kamerad bei einer Auseinandersetzung seine Mütze anzog und sagte: «So, macht jetzt endlich Ordnung und spielt richtig, sonst gehe ich nach Hause!»

Ich hätte diesen perfiden Neutralisten jeweilen am liebsten eine Ohrfeige gegeben. Es ist so billig, die andern für die Schwierigkeiten verantwortlich zu machen.

Ihr ganzer Brief wäre viel erträglicher, wenn Sie statt «*Ihr*» sagen würden «*wir*».

Vielleicht ändert sich Ihre Einstellung mit den Jahren, denn es ist charakteristisch für die Jugend, daß sie lieber kritisiert als aufbaut.

Sollten Sie aber den Rank nicht finden, so gibt es eine ganz einfache Lösung: Wandern Sie doch aus nach Frankreich, wo nach Ihrer Ansicht alles so viel besser ist, anstatt daß Sie auf Kosten der Steuerzahler weiterhin eine schweizerische Universität besuchen!

Mit freundlichen Grüßen
Adolf Guggenbühl